

Hirtenbriefen und persönlichen Interventionen traten die katholischen Bischöfe (genannt seien hier besonders Kardinal Faulhaber und der Bischof von Münster, Graf von Galen), immer wieder für Recht und Gerechtigkeit ein, stellten sich vor Schutzlose und verurteilten die nazistischen Frevel, vor allem den Mord an Unschuldigen. Der evangelische Landesbischof von Württemberg, Wurm, schreibt 1943 an die "Reichsregierung": "Als Christen empfinden wir die Vernichtungspolitik gegen das Judentum als schweres und für das deutsche Volk verhängnisvolles Unrecht. ... Das Brennen der Häuser und Kirchen, das Splittern und Krachen der Bomben, die Flucht aus zerstörten Häusern... erinnert die Bevölkerung aufs peinlichste an das, was die Juden bei früheren Anlässen erdulden mussten."

Beide Werke zeigen Beispiele christlichen Bekennermutes ebenso wie ihnen jede Beschönigung menschlichen Versagens in den eigenen Reihen oder gar das Frunken mit Heldentaten ferne liegt. Möge die Welt die eindringlichen Mahnrufe nicht überhören und für die Zukunft die Lehren aus den beiden Werken ziehen, die jeder lesen sollte, der den vollen Umfang des christlichen Widerstandes kennen lernen will, dem der Dank gebührt, von seiner Seite aus die Rettung der Verfolgten versucht zu haben. Daß dies freilich nicht gelang, war unser Schicksal. Daß es jedoch mutig versucht wurde, sei den christlichen Kirchen nicht vergessen. H.L.

~~Verfolgungsgeschichte~~ erschien in der ersten Nummer des seit 1936 verboten gewesenen "Michael":

9. Der Vorübergang von Wilhelm Esten.

Das Fräulein v. AD, das im Frühjahr 1939 auf seinem Landsitz, einer kleinen westfälischen Wasserburg unweit der holländischen Grenze, hochbetagt sein Leben beschloß, stand im Rufe, die Gabe des zweiten Gesichtes zu besitzen. Man erzählt sich, die Baroneß habe schon als junges und vielumworbenes Mädchen an dieser Veranlagung getragen.

Während Gründe und Folgen der Lösung eines Verlöbnisses, die ihre Ursache in ihrer seherischen Gabe hatten, von der Familie des Fräuleins v. D. sorgsam verheimlicht und nur langsam einem kleinen Kreise bekannt wurden, brauchten spätere Fälle, in denen das Wissen der Baroneß um die Geschehnisse der Zukunft sich von neuem bestätigte, der Öffentlichkeit nicht so ängstlich vorenthalten zu werden. So erregte es denn viel Aufsehen, als ein von ihr vorausgesehenes schwarzes Brandunglück in einem benachbarten Dorfe genau in der von ihr genannten Nacht eintrat. Man hatte sogar, da man der Marung nicht zu widerstehen wachte, Lachen aufgestellt und andere Vorkehrungen getroffen, aber als ein Blitz in eine Scheune schlug und zündete, trieb der Wind den Funkenregen so schnell in die verstreuten Gehöfte, daß auch ein Dutzend Feuerwehren gegen die

Brände nichts angerichtet hätten. Es ließen sich noch viele andere Gelegenheiten anführen, bei denen die seherischen Fähigkeiten der Baroneß immer wieder offenbar wurden. Hier aber sei nur erzählt, dass sie einige Jahre vor ihrem Tode eines Tages den Viehhändler Umschel Rotstein kommen liess und ihn beschwor, mit seiner Familie das neue Sodom und Gomorrha so eilig zu verlassen wie Lot sich aus dem alten rettete; dass sie, obwohl damals noch kein Kriegsgewölk den Himmel zu verdüstern schien, in ihren Gesichtern noch nicht der Schulbank entwachsene Knaben von Graniten zerrissen sah und voll Entsetzen es erlebte, wie unter den Geschwadern der über Münster dahinbrausenden apokalyptischen Reiter Dom und Prinzipalmarkt in einem Flammenmeer ertranken.

Es braucht nicht viel zu verwundern, dass die Kranke, deren Lebenslicht kurz vor den Ostertagen des genannten Jahres zu erlöschen begann, von einer Welt, in der sie die Macht der Finsternis von Tag zu Tag mehr Gewalt gewinnen sah, beinahe leichten Herzens Abschied nahm. In diesen Tagen nun erwies es sich, dass die Kranke ihre seltsamen Fähigkeiten noch nicht eingebüßt hatte. Denn obwohl der Arzt schon zu Beginn der Karwoche einen Kräfteverfall feststellte, der stündlich mit einem Ableben zu rechnen zwinge, und der Pfarrer sich beeilte, ihr die letzte Wegzehrung zu bringen, versicherte die Sterbende, sie werde bestimmt noch hören, wie am Karfreitag die Glocken aus Rom hinkahrten. Den Ostermontag freilich werde sie kaum noch ganz erleben. Aber wenn sie bis dahin einem Wanderer Obdach gegeben habe, der sie von weitem ihrem Haus zustreben sehe und den sie retten müsse, sei ihr weiteres Verweilen ja auch nicht mehr vonnöten.

Wen sie denn erwarte?, wollte man hören. Die Kranke, die, weil man sie weder mit Bitten noch mit sanfter Gewalt hatte ins Bett zwingen können, in einem Lehnstuhl vor der Kaminecke in ihrer Bibliothek das Ende erwartete, beschattete einen Augenblick lang die fiebrigen Augen. Dann, nach einigem Überlegen, währenddessen sie sich über das inwendig Geschaute klar zu werden versuchte, flüsterte sie unter leisem Kopfschütteln, dass sie den Einkäufer noch nicht genau erkenne. Vielleicht sei Er es, der von seinem Gang nach Kues bei ihr rasten werde, vielleicht aber auch ein anderer. Man werde ja sehen.

Jetzt nun, am späten Abend des zweiten Ostertages, der mit Glockenläuten von nahen und fernen Kirchtürmen und süßem Amsel-

schlag in den Büschen beim Wassergraben vor den Fenstern zu Rüste gegangen war, schien die Stunde endlich gekommen zu sein. Jedenfalls liess die Kranke, die in den letzten Tagen die Sterbekerze auf dem Tischchen neben ihrem Lager verschiedentlich zu löschen befohlen hatte, weil die Zeit noch nicht da sei, nun selbst das geweihte Licht anzünden und veranlasste, dass das Gesinde, das draussen wartete, hereingeholt werde: Marie, die alte Wirtschaftlerin, Ignaz, der treue Gutsverwalter, Jörg, der willbärtige Fischermeister, Berthold, der verwitwete Schäfer, und einige andere, die im Dienst des Hauses ergraut waren. Und kaum, dass die kleine Gemeinschaft begonnen hatte, die Gebete zu murmeln, mit denen man Abscheidenden das letzte Stück Weges das Geleit gibt, hob die Sterbende die Hand und versuchte sich aufzurichten. "Hört ihr denn nicht?" schienen ihre weit offenen Augen zu fragen.

Nein, noch hatte niemand einen Laut vernommen. Aber da - jetzt hörten die angestrengt Horchenden von der Landstrasse draussen hastige Schritte, und gleich darauf schollen pochende Schläge gegen das Haustor: "Laßt ihn ein", schienen die mit Erwartung und Angst gefüllten Augen der Kranken zu befehlen. Und schon polterte Jörg, so schnell die Beine ihn trugen, treppab; ein paar Atemlängen später hörte man ihn den Torriegel zurückschieben und gleich darauf kehrte er mit einem dunkelhaarigen Mann in den mittleren Jahren, dessen bleichem Gesicht die Strapazen einer mühereichen Flucht abzulesen waren, in das Gemach zurück. Der Fremde stand noch, sich das wirre Haar aus der Stirn streichend und mit unsicheren Augen das von schwachem Licht erhellte Bild vor sich prüfend, im Türrahmen, als sich draussen das Dröhnen schwerer Stiefel näherte und einen Augenblick später barsche Fäuste gegen das Tor trommelten. "Aufgemacht!" schrie dann einer, "sofort öffnen!" "Verzeihen Sie", entschuldigte sich jetzt der Gast, sich gegen die Kranke verbeugend mit mehr Würde als Schrecken in der Stimme, "dass ich hier eindringe; aber ich werde verfolgt." Die Sterbende nickte und winkte ihn heran. Dann streckte sie ihm die Hand entgegen, und mit leiser Stimme, in der sich wohl der letzte Rest an Lebenskraft erschöpfte, begrüßte sie ihn: "Ich wußte, Herr, daß du bei mir einkehren würdest." Und hinter sich in den Winkel zwischen Lehnstuhl und Kamin deutend, bat sie: "Warte hier, bis die Gefahr vorüber ist." Dann, während der Gast zögernd der Aufforderung nachkam und sich in dem ihm angewiesenen Winkel verbarg, befahl sie: "Nun laß die Häscher herein, Jörg."

Was nun hereinstürmte, war eine Rotte uniformierter Gesellen, die sich breitspurig bei der Tür aufpflanzten. Ihren Anführer, der einige Schritte vortrat und mit schnellem Blick Raum und Menschen musterte, schien das Bild, das ihm in die Augen sprang, erst ein wenig in Verlegenheit zu bringen. Dann aber straffte er sich und schrie mit gellender Stimme: "Wir sind hinter wem her gewesen. Wenn er hier versteckt ist, gebt ihn sofort heraus!"

Der Sterbenden, die mit geweiteten Augen ihrer Verwunderung darüber Ausdruck zu geben schien, dass die Häscher nicht einmal der Majestät des Todes den gebührenden Respekt erwiesen, bereitete das Sprechen augenscheinlich eine schlimme Qual. Aber jeder im Raum verstand, was sie nun mit hauchdünner Stimme die Eindringlinge fragte: "Sucht ihr Jesus von Nazareth?"

"Pah", antwortete der Anführer, der von dieser Frage zunächst ein wenig betroffen schien, nach kurzem Überlegen ärgerlich: "Was liegt uns an dem! Den Juden suchen wir, der uns soeben entwischt ist."

"Den Juden?" wiederholte die dünne Stimme aus dem Lehnstuhl, "den sucht ihr hier vergebens ..."

"Na wartet nur", schnarrte enttäuscht der Häscher, "das wird sich ja finden. Wir kommen morgen wieder!" Dann knallte er die Hacken zusammen, warf die Rechte zum Gruß hoch und stürzte mit seinem Trupp nach draußen.

Der Fremde erhob sich aus seinem Versteck und trat vor die Sterbende. "Wie soll ich Ihnen das danken!" sagte er tiefbewegt. "Indem du mich segnest, Herr", stieß sie, deren Stimme sich schon verwirrt hatte, zwischen röchelnden Atemzügen hervor.

Der Gast sah sich ratlos im Kreise um. Dann ergriff er, einer plötzlichen Eingebung folgend, die schon erkaltete Rechte der Sterbenden, küßte sie und sprach feierlich: "Nun denn - so segne Dich der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs ... Have, pia anima ..."

Jetzt näherte sich Jörg, dem die brechenden Augen seiner Herrin einen letzten Auftrag zu geben schienen, dem Einkehrer und rief: "Ich denke, Sie stärken sich jetzt drunten ein wenig und dann brechen wir gleich auf. Ich kenne alle Wege und Stege im Moor ... In zwei Stunden sind Sie in Holland und in Sicherheit."

Der Fremde dankte wortlos, verbeugte sich noch einmal ehrfürchtig vor seiner eben die Grenze in ein anderes Land überschreitenden Retterin und verließ mit Jörg das Zimmer. Und während er die Treppe hinunterschritt, begannen die Zurückbleibenden zu beten:

"Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort..." (In: "Michael", Nr. 1/6 Jg.1. April 1948).

10. Aus unserer Beratungsmappe.

Als die Synagogen 1938 in der Frühe brannten, als 1940 im Februar in Stettin zum erstenmal vom Nationalsozialismus Menschen jüdischer Herkunft in Todestransporten nach dem Osten verschickt wurden, die sich jahrelang, meist im Morgengrauen, fortsetzten und als am 15.9.1941 der gelbe Judenstern eingeführt wurde, der die Träger von allen normalen menschlichen Beziehungen isolierte und so die Vernichtung unbemerkt und ohne besonderes Aufsehen erleichterte, waren sich nur wenige der Nichtbetroffenen bewußt, was für Folgen diese einzelnen Vorgänge haben sollten. Vollends breitete sich Schweigen über das Grauen der zahllosen weiteren Leidensstationen, die meistens mit der Vernichtung endeten. Inwieweit das Menschenbild verraten und entwürdigt worden war, wußten lange wirklich nur die, die es an sich erfahren hatten.

Die Wenigen, die die Konzentrationslager überlebten oder vorzogen oder illegal viele Jahre in äußerster ständiger Lebensbedrohung überstanden hatten, waren zu Ende des Krieges an Leib und Seele erschöpft. Die übrige Bevölkerung hatte bis dahin ein relativ normales Leben führen können und den Hunger noch nicht gekannt. Einige wenige dieser ehemals Verfolgten kamen wohl in bessere Positionen. Die meisten waren aber überwiegend schlechter gestellt als zuvor. In Anbetracht der jahrelangen großen Entbehrungen und seelischen Not waren die geringen Lebensmittelzulagen völlig unzureichend.

In boshaft ausgeklügelter Weise wurden die "Juden", wozu auch die Christen jüdischer Herkunft gehörten, in noch verschiedenartig betroffene Gruppen eingeteilt, deren physische und psychische Leiden sich sehr voneinander unterschieden. Um sich vorzustellen, was getan werden sollte und müßte, bringen wir aus der großen Zahl dieser Gruppe nur einige wenige typische Fälle aus verschiedenen Zonen. Auf die, wie auch sonst allorts voneinander abweichenden Regelungen und Verhältnisse ist in diesem Zusammenhang nicht näher einzugehen.

Vorauszuschicken ist, daß Volljuden - mit 3 oder 4 jüdischen Großelternteilen - seit dem 15.9.1941 mit dem gelben Judenstern ausgezeichnet wurden, soweit sie durch eine Verheiratung mit einem nichtjüdischen Ehegatten nicht geschützt waren. Seit 1936 bereits er-